

# Trotz allem Heimat

**Eine aus Wien vertriebene Kommunistin erinnert sich an ihr Leben und an die DDR als dritte Heimat. Wer über den Sommer genug Ruhe für die Lektüre dieses Buches findet, wird auf den «historischen» Hype im Herbst gut vorbereitet.**

Hans Steiger

Der persönlich geprägte Rückblick auf das Scheitern einer grossen Hoffnung nicht nur ihrer Generation ist das Kernstück der Autobiographie. Aber sie ist nicht nur ein DDR-Buch, wie mit Blick auf das «Wende-Jubiläum» derzeit viele erscheinen: Hanna Behrend hat gleich ihr ganzes Leben zwischen zwei Deckel gepackt. Mit allen Facetten, privat wie politisch, ausschweifend und präzise. Dazu noch einen Querschnitt durchs Fotoalbum.

## Fast ein reiches Mädchen

Geboren wurde sie 1922 in Wien. Sie wäre beinahe «ein Mädchen aus reichem Haus» geworden. Doch das Vermögen, welches ihre Mutter als junge Witwe in eine zweite Ehe eingebracht hatte, schmolz rasch dahin. Leopold Siederer, der Vater, war Rechtsanwalt. Vielleicht wurde er, schon als Student bei den Naturfreunden und den Freidenkern aktiv, in schwieriger Zeit nicht der ideale Geldvermehrter, aber gegen den Vorwurf, er habe ihr Vermögen verjubelt, nahm ihn seine Frau stets in Schutz. Sie achtete ihn, seine Bildung, seine Güte. «Ihm haftete, wie den meisten Ostjuden, die Erinnerung an all die Zeiten der Ungerechtigkeiten, Verfolgungen und Unterdrückungen an», notierte sie im Tagebuch. Und ihre Tochter, die Autorin, bekam von seinem Charakter wohl einiges mit. Neben der Schule wurde Suppe an Bedürftige verteilt. Die standen dort jeweils in langer Schlange. «An einem Wintertag habe ich einer der wartenden Frauen meinen Mantel geschenkt, weil sie sich nur in ein dünnes Tuch eingewickelt hatte und vor Kälte bibberte.» Ein beiläufig vermerktes Detail unter vielen; nicht zur Heldinnenat stilisiert. An eine Rüge für ihre spontane Handlung erinnert sich die nun über Achtzigjährige nicht, obwohl damals auch in ihrem Haus längst kein Wohlstand mehr herrschte.

1934 starb der Vater – im Jahr, in dem Österreich seinen «Weg ins Verderben» begann, «die braune Flut, die uns wegspülte», über-

nahm. 1938, als rundum die «Heimkehr ins Reich» erwartet wurde, begann sich Hanna mit Kursen für Maschinenschreiben und Säuglingspflege auf eine Emigration vorzubereiten. Dass sie gut über die Grenzen kam, habe sie Leuten zu verdanken, die heute «Schleuser» genannt würden. Die erste Etappe ihrer Flucht war das noch freie und spannende Paris, wo sie aber eine «sans papiers», also unerwünscht war. England bot immerhin ein Aufenthaltsrecht, mit dem im sorgsam aufbewahrten Fremdenpass No. 1122119 vermerkten Vorbehalt, dass sie «keinerlei Beschäftigung annimmt ausgenommen als einwohnende Haushilfe». Dennoch wurde für sie dieser Exilort von 1939 bis 1946 «zu einem wahren Gast-, ja zu einem zweiten Heimatland, dessen Sprache meine zweite Muttersprache ist, in der ich viele Jahre dachte, schrieb und träumte». Es kam dort auch zur ersten, ihre politische Grundhaltung prägenden Ehe mit einem ebenfalls exilierten Kommunisten aus Deutschland. Zu ihrer Mutter, die es nach Lateinamerika verschlagen hatte, wollte sie nun nicht mehr. Der lange, kafkaesk wirkende Kampf um die Freilassung des unter unklaren Vorzeichen in britischen Lagern internierten Mannes wird zum Lehrstück für die Härte innerparteilicher Fraktionierungen: Einem des Trotzismus beschuldigen Genossen hilft die KP nicht – im Gegenteil. Später hält die Beziehung der Remigrierten den zum Teil in diesem Misstrauen wurzelnden Belastungen nicht mehr stand.

## Sich zugehörig fühlen...

Bilanz nach dem Krieg: «Von der älteren Generation meiner Familie überlebte nur mein mütterlicher Grossvater.» Nicht zuletzt die Erfahrung der Ausschliessung und Verfolgung sprach 1946 für einen Umzug in den sowjetisch besetzten deutschen Osten. Hier war zumindest wahrscheinlich, dass «einer Rückkehr der Nazis ein Riegel vorgeschoben wurde». Wiederholt betont es die Autorin: «Ganz gleich, wie fragwürdig sich die realsozialistische Staatsmacht in der konkreten Auseinandersetzung mit einzelnen Personen oder Vorfällen verhielt, in der DDR kam es über vierzig Jahre lang nicht zu rassistischen oder faschistischen öffentlichen Übergriffen.» Heute ängstigt sie das Erstarken der Rechten.

Umso irritierender das Eingeständnis, dass Hanna Behrend über diesen Hintergrund im-

mer schwieg, «niemals und zu niemandem über meine Familie sprach». Es habe sie «viel Überwindung» gekostet, dies nun in ihrem Lebensbericht mit über 80 Jahren zu tun. Sie habe es gehasst, zu einer «Randgruppe» zu gehören. Fragen nach Religions- oder ethnischen Zugehörigkeiten waren in der DDR «politisch nicht korrekt». Das habe sie «in den vierzig Jahren der Existenz dieses Staates» als «eine seiner grössten Segnungen empfunden». Schon deshalb habe sie ihn geliebt. Noch im Oktober 1989, beim bereits von der Massenflucht überschatteten Jubiläum, würdigte sie vor ihrer SED-Parteigruppe an der Humboldt-Universität das Land, welches zur Heimat geworden sei. «Was ist mir die DDR? Sie ist mein einziges Vaterland. Sie ist das Land, in dem ich mich zu Hause, zugehörig fühle.» Durch die nun von unten angestossene Erneuerungsbewegung, so hoffte sie, könnte diese Deutsche Demokratische Republik endlich Wirklichkeit werden, «von ihren bürokratischen, hierarchischen und patriarchalen Schlacken befreit». Mit neu aktivierten Menschen, die hier bleiben, mitmachen und es besser machen wollten, bekäme «die Erneuerung des Sozialismus eine Chance».

## ... beim Neubau der Welt

Noch einmal flammte der Glaube jener Jahre nach dem Krieg auf, als die junge Frau in einem Land voller Ruinen beim Aufbau mitwirken wollte. «Meine Entscheidung, mit Hugo in die Ostzone zu gehen, war eine Entscheidung für etwas Anderes, etwas Neues, Unbekanntes gewesen, von der es für mich kein Zurück gab.» Trotz der tristen Realität, die sie 1946 antrafen. Kaum unzerstörter Wohnraum, nicht endenwollende Kälte. «Die seelische Verwahrlosung, die um sich gegriffen hatte, nahm ich erst allmählich wahr.» Sie hielt sich an die Fortschritte, obwohl das «neue Leben voller Unwägbarkeiten war und bisweilen nach undurchschaubaren Regeln abzulaufen schien». Dass so vieles schief lief, musste an den objektiv schwierigen Startbedingungen und an «subjektiven Defiziten» beteiligter Personen liegen. «Wie hätte ich denn mit der Schlussfolgerung leben können, dass es am System, an den grundlegenden Strukturen der Herrschaft des Apparats lag?» Zwei schmerzliche Prozesse der Enttäuschung sind intensiv zu verfolgen: Der erste zieht sich schleichend über Jahrzehnte und ein halbes Leben hin. Die zweite, im Rückblick naive

Illusion einer Wende hin zum wahren Sozialismus hielt nicht lang. Sie brach 1990 früh zusammen. Wer vor dem 20-Jahre-danach-Herbst differenzierte Bilder dieses Umbruchs und der DDR sucht, findet sie hier.

Von der Literaturwissenschaftlerin ist zum Beispiel einiges über Arbeiterliteratur und den zwiespältigen Umgang mit dieser zu erfahren. Es gibt Einblicke ins Verlagswesen, wo das nötige Mass an Linientreue schwer berechenbar war. Hanna Behrend konnte als Lektorin eine populärwissenschaftliche Taschenbuchreihe lancieren, wurde dann aber trotz Auflageerfolgen ausgebootet. War sie «zu unabhängig und selbständig»? War einer der Titel irgendwem nicht genehm? An der Hochschule kommt sie weit, doch nie ganz nach oben. Im letzten Jahr der DDR schmuggelt sie von ihr relativ spät entdeckte feministische Themen quasi durch die Hintertür in ein Uniprojekt ein. Deutlich wird hier, was an der Frauenbewegung in Ostdeutschland anders war als im Westen; auch sie wuchs nach 1989 keineswegs harmonisch zusammen. Das nach kurzer Blüte mit den Wahlkämpfen beginnende Serbeln der basisdemokratisch-bunten Bürgerbewegung wird in seiner ganzen Tristesse spürbar.

### Die «selbstbestimmteste» Zeit

Was die Autorin vom Zusammenleben mit Manfred Behrend berichtet, ihrem zweiten Mann, ist dafür eine menschlich wie politisch schöne Geschichte. 44 gemeinsame Jahre! Beide konnten sich beruflich entwickeln «und standen einander dabei nicht im Weg». Auch der 1930 geborene Partner war publizistisch tätig, zeitweise beim Rundfunk und im Institut für internationale Politik und Wirtschaft. Sie seien «eine harmonische und produktive Arbeitsgemeinschaft» gewesen, weit über das familiäre Alltagsleben und die Pensionierung hinaus, schreibt Hanna – und belegt es. Die letzten fünfzehn Jahre der Ehe, von 1990 bis 2005, als Manfred starb, wurden für die zwei sogar zur aktivsten und «selbstbestimmtesten Zeit unseres Lebens». Sie editierte damals unter anderem eine Schriftenreihe, welche «Die Suche nach der verlorenen Zukunft» aufnahm.

Ob die Behrends für die DDR typisch waren? Beide waren limitiert privilegiert. Schon durch ihren Wohnort: Berlin! Prenzlauer Berg. Als im akademischen Betrieb wirkende Anglistin konnte Hanna zu Studienzwecken wiederholt nach England reisen. Ich kannte eine Englischlehrerin aus Greifswald, die sehr darunter litt, dass sie voraussichtlich bis zur Rente nie in eines der Länder würde fahren können, wo die von ihr unterrichtete Spra-

che gesprochen wird. Die mit den politischen Grundlinien konformen, aber immer auch selbstdenkenden Behrends bestanden die Gratwanderung zwischen Opposition und Opportunismus auf sympathische Art, zeitweise mit Rückzug in die Gartenlauben-Idylle. «Waren wir dröge Spiesser geworden?» Zwischendurch stellt die Autorin selbst alle fälligen Fragen. Andere beantwortet sie so, dass beim Lesen weder Begeisterung noch eine harte Verurteilung aufkommen kann. Etwa was den Herbst 1968 betrifft, die viele eigene Hoffnungen zerstörende Niederschlagung des Prager Frühlings. «Auch wir schwiegen, wie alle anderen», als in den Gewerkschafts- und Parteiversammlungen die verlogenen offiziellen Begründungen für den Einmarsch und die «zum Teil barbarischen Repressionen» vorgetragen wurden. «So konnten wir unser normales Alltagsleben fortführen.» Obwohl sie sich «insgeheim schämten», sie mochten sich nicht ins offene Messer stürzen.

### Warnende Weiterempfehlung

Er habe den Band zwischendurch «in die Ecke pfeffern» wollen, schrieb Erick Hackl in der Rezension, die mich auf «Die Überleberin» aufmerksam machte. Hanna Behrend gehe einem zuweilen «mit ihrer Art, penibel Ausflugsziele, Autopannen, Familienfeiern, Jugendweihen, Katzenkrankheiten und vieles mehr aufzulisten, gehörig auf die Nerven». Das ist so. Zeit und Geduld muss wirklich haben, wer sich die Memoiren dieser «bis zur

Peinlichkeit aufrichtigen Frau» vornimmt. Ob die Behrend-Kinder über die Offenlegung der elterlichen Erziehungsdefizite und viele weitere Einblicke in ihre Leben erfreut sind? Auch sie werden es der Mutter hoffentlich mit Blick aufs Ganze verzeihen.

Das anderthalb Kilo schwere, knallrot eingebundene Buch könnte für Linke trotz allem ein geeigneter Sommerschmöker sein. Die im banalsten Sinn zu privaten Passagen lesen sich leicht, lassen sich überschlagen. Doch dabei ist Vorsicht geboten: Inmitten von Stoff, dem der Rotstift eines Lektorats gut getan hätte, finden sich plötzlich Perlen, selbstkritische Gedanken, prägnante Personenporträts. Oft wünschte ich, die Autorin hätte weniger Agenden, Briefe, Tagebücher und Schriften als Fundus für seitenlang kleingedruckte Zitate zur Verfügung gehabt. Handkehrum erweisen die sich als ideale Quellen im zeit-spezifischen Ton. Bei hunderten erinnelter Schicksale, Begegnungen und Unternehmungen bekommen, wie Hackl feststellte, sogar Wiederholungen ihren Sinn, indem sie den Überblick bewahren helfen. Beflissen vermerkt Hanna Behrend ihre Funktionen und Publikationen. Dennoch fiel dem Rezensenten auf, «wie uneitel da jemand sich selbst auf der Spur ist». Ich bin froh, dass ich von ihm gewarnt, aber nicht abgeschreckt wurde, und gebe seine Empfehlung hier weiter.

Hanna Behrend: *Die Überleberin. Jahrzehnte in Atlantis.* Guthmann-Peterson, Wien 2008, 843 Seiten plus Bildteil, Fr. 54,20

